



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L.: Pascal und die Vermittlungstheologie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ständigkeit emporgeschwungen haben, dies bis jetzt wenigstens nur sehr ausnahmsweise gethan haben, während sie die Thätigkeit der Vereine zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes mit Freuden begrüßten. Der Ruf nach weiblichem Stimmrecht geht fast überall (mit Ausnahme Mill's) nur von Schriftstellerinnen aus und zwar solchen, deren Leistungen noch nicht als Proben der von unserem Verfasser behaupteten Gleichheit, geschweige der Ueberlegenheit des Weibes auf diesem Gebiete erscheinen.

Wir können unser Urtheil über Mill's Buch dahin zusammenfassen, daß trotz allen Aufwandes von Geist und Scharffinn es seinen eigentlichen Zweck verfehlen muß und nur insofern fördern kann, als seine Widerlegung dazu führt, die Frage in das richtige Licht zu stellen. Mill ignorirt die radicale Verschiedenheit des physischen und deshalb auch des geistigen Organismus von Mann und Weib, er erwartet eine Besserung von einer socialen Gesetzgebung, welche auf eine Revolution hinauslaufen würde. Wir wollen nur die unnatürlichen Schranken beseitigt sehen, welche Recht und Sitte der Entfaltung der weiblichen Thätigkeit entgegenstellen; wir erwarten davon keine plötzliche Befreiung, weil wir die behauptete Sklaverei nicht zugeben, wohl aber eine allmälige Abhilfe für die wirklichen Uebel und den langsamen, aber sicheren Fortschritt, welcher Stein auf Stein fügt und damit hilft, das Gebäude einer besseren Zukunft seiner Vollendung entgegen zu führen.

Pascal und die Vermittlungstheologie.

Pascal, sein Leben und seine Kämpfe von Dr. J. G. Dreydorff, Pastor der reform. Kirche zu Leipzig. Leipzig. Duncker und Humblot. 1870.

Zunächst als Zeugniß einer frischen vielverheißenden Kraft begrüßen wir dieses Erstlingswerk des Verfassers,*) das nicht zu günstigerer Stunde an die Doffentlichkeit treten konnte. Eine Monographie über jene interessante und vielbehandelte Episode der Kirchengeschichte, die sich an die Namen Pascal, Port-Royal und Jansenismus knüpft, stellt es sich zugleich mit herausforderndem Muthe mitten in die Kämpfe der Gegenwart. Im frühlichen Bewußtsein der guten Sache, sicher durch das gelehrte Rüstzeug wie durch die Kunst der Waffenführung scheut es nicht zu gleicher Zeit mit

*) Früher erschien nur eine kleine Schrift: „Das System des Grafen Pico von Mirandula“ Marburg bei Elwert 1858. Die Red.

Begnern sehr verschiedener Art einen Gang zu thun. Es erneuert das Andenken an den streitbarsten aller Ankläger des Jesuitismus, zu einer Zeit, da abermals der Jesuitismus seine Ansprüche auf die Herrschaft der Welt proclamirt. Es weist aber zugleich die unvermeidliche Schwäche und Ergebnislosigkeit aller Angriffe nach, welche innerhalb der gemeinsamen Kirche auf dem Boden ihrer Voraussetzungen geführt werden. Und indem es den trügerischen Compromissen auf den Grund geht, die haltlosen Gewebe einer falschen Vermittlung unerbittlich auftrennt, gilt das Buch verständlich genug zugleich der Vermittelungstheologie im eigenen protestantischen Bekenntniß.

Man könnte diese Schrift eine naturwissenschaftliche Analyse der Vermittelungstheologie nennen, die um so wirksamer ist, als sie nicht auf eine theoretische Ausführung sich beschränkt, sondern an einer bestimmten geschichtlichen Erscheinung durchgeführt ist, die eine objective Abschätzung der Kräfte wie der Resultate ermöglicht. Es gilt nur die Gründe, warum es so kam, unbefangen sich zu vergegenwärtigen. Warum ist Port-Royal, warum ist Pascal unterlegen? Diese Frage beantwortet Dreydorff in einer Weise, welche die Geschichte des Frommen von Clermont zum classischen Muster aller derjenigen Reformversuche macht, die auch dann noch auf dem Boden der Vermittlung stehen bleiben, wenn die Rettung allein im Bruche liegt.

Nur daß man hier nicht eine Gelegenheitschrift vermuthete, wie deren das Concil duzende auf den Büchermarkt geworfen. Offenbar auf jahrelangen Vorstudien beruhend geht Dreydorffs Darstellung nicht darauf aus, einen willkommenen Stoff für Tageszwecke zurechtzustutzen, sondern er dringt vor allem mit gewissenhafter Schärfe in denselben ein, und nichts springt dem Leser gleich vom Anfang an so deutlich in die Augen, als die Selbstständigkeit, mit welcher sich der Verfasser aus dem Aeten selbst sein Urtheil gebildet hat, das in wesentlichen Punkten den herkömmlichen Meinungen gegenübertritt.

Frühzeitig hat die Sage auch Pascal's Leben wie das aller Glaubenshelden zu umspinnen begonnen, und theils in der Gesamtauffassung theils in manchem anekdotischen Beiwerk hat dies bis in die neueren Bearbeitungen nachgewirkt. Hier tritt nun die kritische durch und durch gesunde Nüchternheit des neuesten Biographen ein, dem es ein wahres Vergnügen ist, die Mythenbildung bis in ihre letzten geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen. Die Frömmigkeit der Freunde von Port-Royal und die Individualität des hilfreichen „Secretärs“ dieses Klosters sind ihm Phänomene, die er mit der sichereren Methode des Naturforschers in ihre Elemente zerlegt. So ist gleich die Atmosphäre von Port-Royal, in welcher Pascal's Gemüth, leer, skeptisch gelangweilt, Zuflucht findet, äußerst fein gezeichnet. Unbestechlich wird bei aller Anerkennung des Treflichen auch das Weichliche und Ungesunde jener

Richtung hervorgehoben. In der That besitzt der Verfasser ein hervorragendes Talent für die Charakterisirung religiöser Erscheinungen und je complicirter dieselben sind, um so glänzender zeigt sich seine Virtuosität. Der Nachweis von Pascal's Seelenzustand vor und nach der Belehrung, das wechselnde Verhältniß, in dem er zu den Männern von Port-Royal steht, die Motive, die seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu Grunde liegen, die Verschiedenheit in Ton und Absicht der beiden Hauptgruppen seiner Provincialbriefe, der Mythos vom wunderthätigen Dorn in seiner verhängnißvollen Bedeutung für das Kloster wie für Pascal persönlich, das Alles ist neu, scharfsinnig, überzeugend und in spannendem Vortrage entwickelt. Wir lernen wirklich einen anderen Pascal kennen, als er uns durch die bisherigen, meist im Voraus allzugünstig eingenommenen Darstellungen übermittelt war.

Die bedeutendste That von Pascal's Leben sind seine Provincialbriefe. Mit Recht hat sie der Verfasser ausführlich analysirt. Es bedarf keiner Ausführung, wie zeitgemäß es ist, diesen Versuch eines principiellen Angriffs auf den Jesuitismus, der anscheinend mit so siegreichen Waffen geführt wurde und doch vollständig unterliegen sollte, der Gegenwart zu Nutz und Frommen wieder vorzuführen. Zwar scheint das eigentliche Object des Angriffs, die damalige Jesuitenmoral, heute nicht mehr in Frage zu stehen. Die Jesuiten haben gelernt vorsichtiger zu sein, Manches haben sie selber zurückgenommen, einzelne Schöfllinge sind auch von der Kirche verurtheilt worden. Aber doch werden noch heute in jesuitischen Lehrbüchern Sätze vorgetragen, welche die Familientradition nicht verleugnen können, wie denn z. B. in dem bekannten Compendium des Paters Gury, Regensburg 1868, gelehrt wird: „Sage nicht, daß man aus Noth „stehlen“ dürfe, denn alsdann hört es auf, Diebstahl zu sein.“ Allein, was wichtiger ist, vortrefflich weist Dreydorff nach, daß jene casuistischen Entscheidungen der Väter nicht etwa bloß „zufällige“ Entartungen sind, sondern daß die jesuitische Ethik aufs innigste mit dem ganzen Wesen des Ordens zusammenhängt. Der leitende Gedanke des Jesuitismus ist die alleinige und absolute Herrschaft über die Gewissen. Dies ist nun zwar das Ziel aller Hierarchie ältester wie neuester Zeit. Aber in den Mitteln, durch welche sie ihren Ansprüchen Anerkennung erzwingt, ist Auswahl und Veränderung möglich und insoweit diese Mittel von allen früheren verschieden und eigenthümlicher Art gewesen sind, läßt sich die Thätigkeit des Jesuitismus allerdings als eine neue und eigenthümliche bezeichnen. Als im Laufe der Zeit der gereifere Theil der getauften Menschheit sich das Recht eines ungestraften Abfalls von der Hierarchie mühsam erkämpft hatte, da galt es für diese, noch weit größere, als alle bisherigen Anstrengungen zu machen, wenn sie, abgesehen von Wiedereroberungsgelüsten, auch nur in dem ihr gebliebenen Gebiet sich in ihrer so gewaltig erschütterten Autorität be-

haupten wollte. Die Nothwendigkeit solcher Anstrengungen erkannte am deutlichsten der Jesuitenorden und er selbst nahm es auf sich, den Kampf um die Existenz durchzuführen — um jeden Preis.

Von den beiden Merkmalen der Kirche, „Allgemeinheit“ und „Heiligkeit“ hatte man das letztere thatsächlich längst aufgegeben und um so mehr die Einmüthigkeit im Glauben und im Gehorsam gegen die kirchlichen Einrichtungen betont. Die äußerste Consequenz in dieser Richtung stellt der Jesuitismus dar, indem er kein Mittel scheute das Individuum im Gehorsam der Kirche festzuhalten, indem er selbst ein gemeines und lasterhaftes Leben, wie es die obere und die untere Hefe der menschlichen Gesellschaft begehrt, auch innerhalb der alleinseligmachenden Kirche rechtfertigte, um so Gott und Teufel zugleich zu betrügen. Das Verfahren der Casuistik ist dabei folgendes. Der Beichtvater versetzt sich sympathisirend auf den Standpunkt des gemeinen Menschen, der die Sünde zu lieb hat, als daß er sein selbstsüchtiges Treiben den Anforderungen des Moralgesetzes zum Opfer bringen möchte; kommt er in ernstlichen Conflict mit seinem Beichtiger, so wird er lieber diesem den Rücken kehren, als daß er nicht mehr thun sollte, was er nicht lassen mag. Andererseits stört ihn jedoch im Genuße des Verbotenen theils ein unvertilgbarer Rest von Schuldgefühl, theils der Furcht vor einem daselbe dereinst „vielleicht“ rechtfertigenden Gericht. Dieses „Vielleicht“ hat wie die Furcht vor einem Gespenst noch Gewalt über ihn, in den meisten Fällen nach gerade soviel, daß er es sich schon eine Kleinigkeit kosten lassen wird wenn ihm dafür eine anerkannte Autorität sein Gewissen und ein erträgliches Loos im unberechenbaren Jenseits sicher zu stellen verspricht. Und an diesem noch vorhandenen Minimum faßt ihn der casuistische Beichtiger, dessen elende Sophistereien alle zuletzt den dreifachen Zweck haben: 1. zu zeigen, daß man überhaupt nicht leicht in schwere Sünden verfallen könne: 2. die Verzeihung der unvermeidlich gebliebenen Sünden möglichst leicht, sowie die Bethätigung des neuen Gehorsams, die positive Frömmigkeit so leicht zu machen, daß es für schwer gelten muß, darin nicht mehr als genügend zu leisten. Daher nun alle jene bekannten Mittel, welche die Begriffe des Erlaubten und Verbotenen völlig aufheben. „Wo wir die verbotene Handlung nicht verhindern können, da reinigen wir wenigstens die Absicht, und so verbessern wir das schlechte Mittel durch die Lauterkeit des Zwecks.“ Man darf zum Zweikampfe herausfordern, nicht um sich an seinem Feinde zu rächen, bei Leibe nicht! das wäre unchristlich; wohl aber, „wenn es kein anderes Mittel gibt, sein Leben oder seine Ehre zu vertheidigen.“ Man darf seinen Feind selbst rücklings oder aus dem Hinterhalt tödten, allerdings nicht „verrätherischer Weise,“ das wäre unchristlich, — und so geschieht's, wenn man einen tödtet, der sich dessen gar nicht versteht, — aber unser Feind muß sich dessen

zu uns versehen, so daß ihn „verrätherischer Weise zu tödten“ ganz unmöglich ist. Todtschlagen darf man den Verläumder, todtschlagen für eine Ohrfeige, auch für eine nur angebotene, todtschlagen den, der uns befohlen hat oder befehlen will — „doch nicht für jede Kleinigkeit! die Sache, um die es sich handelt, muß etwas werth sein, wenigstens einen Thaler!“

Daher die Lehre vom heimlichen Vorbehalt, die den Zweck hat, „die Sünde in den Unterhaltungen und in den Weltthändeln vermeiden zu helfen“, d. h. die in Wahrheit den Zweck hat, gewissenhafte Lüge und Meineid zu ermöglichen. Denn, sagt Pater Filtutius: man sage laut: „ich schwöre, daß ich das nicht gethan habe“ — und sage leise hinzu: „heute“, wenn man es dennoch gethan hat; oder, wenn man ganz laut gesagt hat: „ich schwöre“, spreche man ganz leise, „daß ich sage“, und fahre dann ganz laut fort: „daß ich das nicht gethan habe.“ Gott hört selbstverständlich auch die leise gesprochenen Worte; vor ihm ist also thatsächlich nicht gelogen worden. Für die Unerfahrenen ist es übrigens erlaubt, schlechtweg zu lügen, „wenn sie nur die — ganz von der äußeren That getrennte — Intention haben, so zu leugnen, daß ihre Aussage eine buchstäbliche Wahrheit enthält, wozu nöthig ist, daß sie wenigstens im Allgemeinen wissen, in irgend einem Sinne die freilich ganz anders lautende Aussage vor dem eigenen Gewissen vertheidigen zu können.“

Daher ferner die Lehre vom Probabilismus, d. h. die anempfohlene Berufung auf Aussprüche eines jesuitischen Schriftstellers, wobei man in Folge der fleißigen Spürkraft und Vielseitigkeit der Casuisten sicher ist, in jedem Falle irgend eine Autorität zu finden, die gerade convenirt; eine Lehre, welche darin gipfelt, daß auch „die an sich unwahrscheinlichste und unsicherste“ Meinung als probabal sich empfehlen läßt, wie denn das Entgegengesetzte vom Probabeln immer selbst wieder probabel sein kann.

Daher auch jene „frommen heiligen Schlaubeiten“, jene wunderbaren Subtilitäten, Erleichterungen und Milderungen der Beichte, durch welche es geschieht, „daß man die Verbrechen heutzutage mit viel mehr Vergnügen und Eifer büßt, als man sie früher beging.“ Wenn der Beichtende z. B. erklärt, „daß er das Büßen auf die andere Welt verschieben und da alle ihm gebührenden Strafen im Fegfeuer abmachen wolle, dann soll ihm der Beichtvater eine ganz leichte Buße auferlegen, zumal wenn er sieht, daß derselbe eine größere nicht übernehmen würde.“ Reue ist überhaupt etwas überflüssiges, es genügt die Furcht vor den Strafen der Hölle, und auch diese kann unter Umständen durch den Verdruß über zeitliche Nachtheile und Verluste, welche von der Sünde untrennbar zu sein pflegen, vollkommen ersetzt werden.

Daher jenes kunstvoll ersonnene Minimum in der verlangten „Bethätigung des neuen Gehorsams.“ Gibt es doch so manche Andachten der allerleichtesten Gattung: „z. B. die heilige Jungfrau grüßen, wenn man auf eines ihrer Bilder trifft; den kleinen Rosenkranz der zehn Belustigungen der Jungfrau hersagen; oft den Namen Maria aussprechen; den Engeln Auftrag geben, ihr oft einen „ergebensten Diener“ von uns auszurichten; wünschen, ihr mehr Kirchen zu bauen, als alle Monarchen zusammen ihr gebaut haben; je nach der Tageszeit „guten Morgen und guten Abend“ zu ihr sprechen. Wird doch auch dem Gebot des Messsehrens „durch die bloße Anwesenheit des Leibes“ genügt. Auch wenn man die Absicht hat, der Messe keine Theilnahme zu schenken, auch wenn eine schlechte Absicht, wie etwa die: „mit unreiner Lusternheit die Frauen zu betrachten“, mit der Absicht: die Messe zu hören, comme

il faut, sich verbinden sollte, so hindert jene nicht, daß man auch dies thue — comme il faut.

Schließlich ist das Meisterstück der jesuitischen Kunst die Lehre von der „Liebe zu Gott.“ Als vornehmstes und größtes Gebot steht geschrieben: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele u. s. w.“ Von diesem unbequemen Gebot scheint lediglich nichts wegzudeuten. Dennoch weiß der Casuist auch ihm beizukommen, um es illusorisch zu machen. Ueber das wichtige „Wann und wie oft“ Gott so geliebt werden soll, hat Gott selbst nichts entschieden. Wie natürlich, daß die heiligen Väter sich mit dieser offenen Frage angelegentlich beschäftigen! Suarez sagt: es ist genug, wenn man Gott liebt vor der Todesstunde; er bestimmt aber keine Zeit. Vasquez findet, daß es genügt in der Todesstunde. Andere: wenn man die Taufe empfängt; andere: an den Festtagen; Scotus: jeden Sonntag. Hurtado von Mendoza behauptet, daß man alle Jahre einmal Gott zu lieben verpflichtet sei. Pater Conink meint, daß die Verpflichtung in je 3 oder 4 Jahren stattfinde. Henriquez ist für je 5 Jahre. Filutius aber findet es wahrscheinlich, daß man nicht allzustreng alle 5 Jahre verpflichtet sei. Wann aber? das überläßt er dem Urtheil der Verständigen. Endlich findet einer, daß man genau genommen nur zur Befolgung der andern Gebote verpflichtet sei, ohne irgend eine Neigung zu Gott und ohne Hingebung unsres Herzens an ihn, — vorausgesetzt, daß man ihn nicht haßt. „Schau an die Güte Gottes! es ist uns nicht sowohl geboten ihn zu lieben, als — ihn nicht zu hassen!“

Man sollte nun denken, eine solche Aufdeckung der jesuitischen Künste, ausgeführt zugleich mit solchem schriftstellerischen Talent, mit soviel Witz und so viel sittlicher Energie hätte müssen einen Aufschrei der Gewissen zur Folge haben, hätte geradezu tödtlich für den Jesuitismus sein müssen. Statt dessen sehen wir Port Royal unterdrückt, die Provincialbriefe auf Befehl des Königs verbrannt, den Jesuitismus siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Wie war das möglich? Mußte nicht der Angriff gerade deshalb um so mächtiger sein, weil er aus dem Katholicismus selbst sich erhob, an die guten Mächte innerhalb des eigenen Bekenntnisses sich wandte und von Männern ausging, die nicht müde wurden, ihre Rechtgläubigkeit zu betheuern? Gerade darin lag die verhängnißvolle Täuschung. Es sind die siegreichsten Abschnitte unsres Buchs, in welchen gezeigt wird, wie der Jansenismus an seiner eigenen Halbheit zu Grunde gehen mußte.

Ausgegangen war die jansenistische Bewegung von dem tieferen religiösen Bedürfniß des Subjects. Das Verlangen nach Heilsgewißheit wurde in jenen frommen Seelen zu stark, als daß ihnen die äußeren Formen der kirchlichen Gemeinschaft genügen konnten. Nicht Zweifel an irgend welchen Dogmen oder an der Autorität der Kirche, sondern Zweifel an seinem individuellen Heilsbesitze drängen den Jansenisten, eine besondere Versicherung desselben nicht neben, sondern innerhalb der kirchlichen Institutionen zu suchen, zunächst durch größeren Eifer in den vorgeschriebenen Cultushandlungen, durch asketische Uebungen und fromme Werke, dann durch besondere Betonung derjenigen Dogmen, welche ihm die Gewißheit seines Heils auf unmittelbarste Weise verbürgen, endlich durch die Steigerung der religiösen Temperatur bis auf die Stufe, wo man sich durch besondere Erfahrungen, durch Visionen und Wunder des Bewußtseins der Zugehörigkeit zu den Erwählten versichert. Je mehr sich nun eine solche Gemeinschaft als die „heilige Kirche“ innerhalb der verunreinigten weiß, um so näher liegt die Gefahr eines Bruchs mit der Kirche, und der Bruch scheint unvermeidlich, sobald

sie von der herrschenden Kirche ernstlich bedrängt wird. Allein es kommt nicht zum Bruch, wenn sie noch nicht die Wahrheit von dem Begriff der Katholicität loszutrennen vermag und sich in Kampf versetzt sieht gegen eine Institution, deren oberste Autorität ihr doch feststeht. In diesem Fall bringt sie es bloß zu mehr oder weniger schweren Gewissenskämpfen, in denen sie sich verzehrt, um schließlich der Partei zu unterliegen, welche sich als die consequentere zu behaupten weiß. Der Jansenismus Port-Royals blieb über sich selbst so sehr im Unklaren, daß er nicht nur die Ähnlichkeit seines innersten sittlichen Charakters mit dem Protestantismus gänzlich verkannte; sondern auch, als diese Verwandtschaft und die Unvermeidlichkeit eines gleichen Looses ihm deutlicher zu werden anfing, in seinen bedeutendsten Führern auf halbem Wege stehen bleibend, wie ein Verzweiflender vor dem letzten Sprung, vor seinen eigenen Konsequenzen kraftlos zurückbebt. Ja, wenn es möglich wäre, sagt unser Verfasser, durch fromme Dulberthränen und durch Gebet eine Reformation zuwege zu bringen, welche Bewegung in der gesammten christlichen Kirche hätte jemals mehr Aussicht auf dauernden Erfolg gehabt, als die jansenistische? Aber welche Bewegung zeigte auch deutlicher, daß solche Mittel nicht ausreichen?

Nun ist die Persönlichkeit Pascal's vor Allem deshalb so interessant, weil er genau bis an die äußerste Grenze innerhalb der auch von ihm festgehaltenen Katholicität geht. Nicht nur an Scharfsinn, sondern auch an moralischem Muth und lauterer Wahrhaftigkeit überragt er die Freunde. Er tritt für das bedrängte Port Royal ein, als die bekanntesten fünf jansenistischen Sätze bereits vom Papst verurtheilt sind. Als drei Jahre später die abermalige Entscheidung des Papstes im Jahr 1656 auch das Auskunfts-mittel zerstört, an das sich inzwischen noch die Jansenisten festgeklammert hatten, zeigt Pascal, daß auch der Papst und die Concilien irren können, wobei er sich insbesondere darauf beruft, daß die Päpste sogar versuchten, ihrem Vorgänger Honorius ketzerische Lehren in seinen Schriften nachzuweisen. Zusehend entfremdet er sich dem Gedanken einer unbedingten Unterwerfung unter die päpstlichen Decrete, und er trennt sich von den feigen und undankbaren Freunden, die bereits anfangen vor seiner rücksichtslosen Polemik sich zu fürchten, und für die es ein absolutes Bedürfnis ist, zu einem Vergleich mit der Kirche zu gelangen, während Pascal's vornehmstes Interesse bleibt, sich vor Gott und sich selbst sein Heimathrecht im Katholicismus zu garantiren. Denn freilich darauf verzichtet auch er nicht, er salvirt ein kirchliches Gewissen, lästert die protestantische Lehre und müht sich ab, selbst in der völlig übereinstimmenden Lehre von der Gnade Unterschiede nachzuweisen. So baut er sich mit Aufbietung aller sophistischen Kunst das Gebäude seiner Vermittlungstheologie auf, die nur eine Umschreibung des Satzes ist: die Thatsache, daß Gott Alles in Allem wirkt, hebt die menschliche Freiheit nicht auf; oder: Wahlfreiheit und Nichtanderkönnen, das ist kein Widerspruch. Und die höchste Autorität des Papstes lehnt er sowenig ab, daß er vielmehr bereit ist, die Streitfrage aufs Neue untersuchen zu lassen. Mit anderen Worten: er hat gegen die päpstliche Entscheidung nichts einzuwenden, sobald nur der Wahrspruch zu seinen Gunsten ausfällt.

Mit dem Wunder vom heiligen Dorn, das sich zuerst an Pascal's 12jähriger Nichte vollzieht — es ist dies einer der lehrreichsten Abschnitte, — beginnt dann die Katastrophe. Port Royal erblickt in diesem tendentiös gemachten und ausgebeuteten Wunder ein Gottesgericht zu seinen Gunsten, Pascal noch überdies eine göttliche Rechtfertigung seiner Polemik, einen mathematisch zwingenden Beweis für die Wahrheit seiner religiösen Ueber-

zeugung. „Neue Einsichten“ in das Wesen der Religion werden ihm jetzt erschlossen, und das Wunder gilt ihm fortan als erstes und entscheidendes Merkmal der geoffenbarten Religion. Als freilich auch das Mirakel nichts hilft und der Erfolg kein besserer wird, ist er im schmerzlichsten Widerspruch mit sich selbst. Er glaubt an eine alleinwahre Kirche, die doch nicht im Besitz der Wahrheit, vielmehr von derselben abgewichen und durch die Jesuiten „meineidig“ geworden ist, an eine Kirche, deren Autorität man sich um Gottes und des Gewissens willen nicht unterwerfen kann, von der man sich aber noch viel weniger lossagen darf. Er verabscheut die elende Capitulation eines Arnould, der auch die charakterfesten Nonnen von Port-Royal widerstehen, weil sie kein theologisch gebildetes Gewissen haben, er setzt seine scharfe Polemik gegen die charakterlose Vermittlung fort und noch zuletzt inspirirt er den geharnischten Brief seiner Schwester Jaqueline gegen die heuchlerische Transaction der Anderen. Aber doch kann auch er über die ultima ratio der Jansenisten nicht hinaus: „Nur nicht Altar gegen Altar! denn es gibt niemals eine zwingende Nothwendigkeit sich von der Einheit der katholischen Kirche zu trennen.“ Nur daß er als die wahrhaftigere Natur sich einen anderen Ausweg aus dem Dilemma sucht als Arnould und dessen Freunde. Denn während diese sich genöthigt sehen, ihr Gewissen zu Gunsten des Begriffs der Kirche zu erweitern, rettet sich Pascal in die Schwüle aber sittlich reinere Sphäre der Mystik und kehrt zurück zu der Frömmigkeit krankhafter und weltflüchtiger Askese, die sein religiöses Leben vor dem Eintritt in die Jesuitenpolemik ausgefüllt hatte.

Der Verfasser verfolgt die Schicksale Port-Royals und des Jansenismus nicht weiter. Er schließt mit dem Tode Pascal's. Aber in dem Erliegen des Muthigsten in der Gemeinde sehen wir bereits das Schicksal der ganzen Gemeinde voraus — das Schicksal aller Vermittlungstheologie.

L.

Otto Jahn's

Musikalische Bibliothek und Musikalien-Sammlung.

Der Catalog zu der in ihrer Art einzig dastehenden musikalischen Bibliothek Otto Jahn's ist soeben erschienen, geziert mit dem, so Manchem wohlbekannten Bibliothekszeichen Jahn's, der hübschen Richter'schen Bignette: *Inter folia fructus*. Ein reicher Schatz, die Frucht jahrelangen Fleißes liegt hier vor uns, ein Resultat, wie es nur durch die seltenste Vereinigung gegenseitig sich ergänzender wissenschaftlicher Kenntnisse erzielt werden konnte. Wie das Vorwort zum Catalog richtig sagt: „erhellet auf den ersten Blick in diese Schätze, mit welchem Eifer der frühere Besitzer bemüht gewesen ist, auch diesen Theil seiner reichhaltigen Sammlung, die außerdem sämtliche Fächer der classischen Alterthumskunde und die neuere deutsche Literatur in seltener Vollständigkeit umfaßt, unablässig zu vervollständigen und zu einem Ganzen abzurunden.“ Das 2884 Nummern starke Inhalts-Verzeichniß zerfällt in zwei Abtheilungen: A. Bücher (Geschichte der Musik — Biographien und Kritiken — Theoretische Werke, Aesthetik und Philosophie der Tonkunst — Bibliographie — Zeitschriften — Autographie) und B. Praktische Musik. In beiden Abtheilungen sehen wir außer den jedem Musikgelehrten geläufigen Werken älterer Zeit in passender Auswahl auch die Erzeugnisse der Gegenwart vertreten. Nament-